

(Nachdruck verboten.)

21]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Geld macht abhängig,“ wandte Pelle ein.

„Nicht immer,“ erwiderte Brun lachend. „In meiner Welt leihst und nimmst man auf Kredit, ohne mit den Augen zu blinzeln, je mehr Schulden, um so besser; man behandelt niemals einen Mann schlechter, als wenn man ihm Geld schuldet. In der Beziehung sind wir sehr viel befreiter als Ihr, das ist überhaupt der Punkt, wo sich die Grenze zwischen der Oberklasse und dem Volk bemerkbar macht. Diese Angst, irgend jemand etwas zu schulden, und das Bestreben, immer zwei Dienste für einen zu leisten, mag sehr schön und fruchtbar in Eurer Welt sein; aber darauf hin werdet Ihr in Eurem Verhältnis zu uns unter die Hübe getreten. — Wir kennen das gar nicht. Wie sollte es sonst solchen Menschen ergehen, die sich von der Wiege bis zum Grabe helfen lassen müssen und ausschließlich davon leben, Gefälligkeiten anzunehmen?“

Pelle sah ihn verwirrt an. „Arme Leute haben nichts weiter als ihr Ehrgefühl, darum wachen sie darüber,“ sagte er.

„Und Sie haben wirklich niemals Halt bei diesem Ehrgefühl gemacht, das so vorzüglich zu unseren Gunsten wirkt?“ fragte Brun verwundert. „Untersuchen Sie einmal die bestehende Moral, und Sie werden entdecken, daß sie von uns erfunden sein muß, zu Eurer Verwendung. Ja, es wundert Sie, mich das sagen zu hören! Aber ich bin auch ein Degenerierter aus der Oberklasse, einer von denen, die entarten und von dem Herkömmlichen abweichen. Ich sah ja Ihre Bestürzung vorhin, als ich Sie nicht auf die Schulter klopfte und sagte: Arm aber stolz, fahren Sie fort, mein junger Mann! Sie brauchen jedoch nicht zu weitgehende Schlüsse hieraus zu ziehen, ich gehöre, wie gesagt, nicht zu der Art. Darf ich Ihnen nun nicht doch eine Handreichung geben?“

Nein, jetzt wollte Pelle erst recht nicht. In ihm war etwas zusammengebrochen, und die Erkenntnis machte ihn eigenfönnig.

„Sie sind ein richtig verstockter Mann aus dem Volke,“ sagte Brun halb ärgerlich.

Auf dem Wege nach Hause dachte Pelle weiter hierüber nach. Natürlich war er sich immer klar darüber gewesen, daß das Ganze wie ein Herrschaftsfuhrwerk gewesen war, vor dem er und seinesgleichen Pferde spielen mußten; die Gesetze und die ganze Einrichtung, das waren die Zügel und das Geschirr, daß sie gut vor der Kalesche gehen machte. Das war nur immer von der andern Seite bestritten worden, er gab sich ja mit Geschichte und Statistik ab, um einstmal den unumstößlichen Beweis liefern zu können. Aber nun kam da einer, der selbst in der Equipage saß, und bezeugte, daß es ganz richtig war. Und das war kein Buch, sondern ein lebender Mensch, dem er von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Das stärkte seinen Glauben mächtig.

Und das tat auch not, daheim war er in die Brüche geraten. Mit dem Logis war es ganz zu Ende. Ellen verkaufte flott weg von der Ausstattung. „Ich pfeif auf das Gejekl!“ antwortete sie auf Belles Warnungen. „Wir werden doch nicht dem Möbelhändler all das schenken, was wir abgetragen haben, nur weil er einen Lappen Papier von uns hat. Wenn die Möbel verkauft sind, soll er schon den Rest seines Guthabens bekommen.“

Das Ganze bekam er nun freilich nicht, denn vor allen Dingen mußten sie doch leben. Der Restbetrag der Schuld hing wie ein Damoklesschwert über ihnen; entdeckte er, daß die Möbel verkauft waren, so konnte das eine schlimme Geschichte werden. „Bedenke, ich bin vorbestraft,“ sagte Pelle.

„Sie können Dich doch nicht für das bestrafen, was ich getan habe!“ sagte Ellen und starrte ihn entsetzt an. „Pelle, Pelle, was hab' ich getan, warum bin ich Dir doch nicht gefolgt!“ Eine Weile brach sie ganz zusammen. „Dann müssen wir sehen, daß wir es schnell bezahlt kriegen,“ sagte sie plötzlich und erhob sich energisch. — „Die zwanzig Kronen müssen doch zu beschaffen sein!“ Sie eilte in die Wohnung hinauf und kam gleich darauf mit Gut und Mantel zurück.

„Was willst Du nun tun?“ fragte Pelle bestürzt.
„Was ich tun will? Ich will zur Königin Therese gehen. Sie kann es schaffen!“ Sie beugte sich nieder und küßte ihn. „Du brauchst nicht bange zu sein!“ Nach einer Weile kam sie mit dem Geld. „Ich kann es abwaschen,“ sagte sie froh.

Damit war das beiseite, wäre sie nun nur mit der Anleihe ebenso wenig gewesen! Aber die Sache kam nicht aus der Stelle, die Abzahlungen fraßen sich auf eine sonderbare Weise selbst auf. Ein paar Male hatten sie um Frist bitten müssen, und jedesmal erhöhte der Bucherer die Restsumme, um den Betrag der Abzahlung; er nannte das Strafzinsen. Pelle las selten in einem Buch, er hatte keine Lust; früh und spät war er aus, um zu verdienen. Er holte und brachte Möbel für die Trödler mit einem Ziehwagen in die Stadt und nahm sonst mit, was sich bot.

Eines Abends kam Ellen mit einem Zeitungsausschnitt, den Königin Therese ihnen hinübergeschickt hatte, eine Annonce, in der eine gute und gutgelohnte Stellung für einen zuverlässigen Mann gesucht wurde, der als Schuster ausgebildet war. „Es ist von heute Morgen,“ sagte Ellen gespannt. „Wenn es nur nicht schon zu spät ist. Du mußt gleich hin.“ Sie holte in aller Eile Belles Sonntagsanzug heraus und half ihm, sich zurecht zu machen. Es war in einer Schuhzeugfabrik in der Bürgerstraße. Pelle nahm die Straßenbahn, um schnell zur Stelle zu sein, machte sich aber nicht viel Hoffnung, den Platz zu bekommen. Der Fabrikant war einer seiner erbittertsten Gegner unter den Arbeitgebern aus der Zeit, als er das Fach organisierte, ein jüngerer Meister, der es verstanden hatte, mit der Entwicklung Schritt zu halten und den Sprung zum Fabrikanten zu tun.

„Ach Sie sind es!“ sagte der Fabrikant. „Nun ja, alle Uneinigkeiten sollen uns nicht trennen, wenn wir sonst einig werden können. Ich habe Verwendung für einen Mann, der sich ein wenig um alles kümmern kann, so eine Art rechte Hand, die so täglich den Stoß auf sich nehmen und das Ganze beaufsichtigen kann, wenn ich auf Reisen bin. Ich glaube, Sie werden sich vorzüglich dazu eignen, Sie sind ja ein Mann mit Einfluß in den Arbeiterkreisen; ich möchte gern, daß es ein bißchen nett und glatt mit den Leuten hergeht, ohne zu viel Unkosten davon zu haben, Sie verstehen wohl. Man kann genau so weit im Guten kommen, das kostet nach meiner Erfahrung keinen Deut mehr. Und jetzt gehört man ja selbst mit zur Partei.“

„Sie?“ fragte Pelle. Er wollte seinen eigenen Augen nicht trauen.

„Ja, warum kann ein Arbeitgeber nicht Parteigenosse sein, wollen sie mir das sagen? Da ist kein Grund, bange zu sein, wenn man erst hinter die Kulissen geschaut hat, und es hat ja seine Vorteile. In zehn Jahren ist jeder vernünftige Mensch Sozialdemokrat.“

„Ja, das kann gern sein,“ sagte Pelle und lachte.

„Ja, nicht wahr! Also eines Abends sag ich zu meiner Frau: Du, man muß sich eigentlich genieren, daß man nicht mit zur Partei gehört; in anderen Ländern da sind schon Millionäre und Grafen und Barone Parteigenossen. Erst wollt' ihr das nicht so recht einleuchten, aber jetzt ist sie sehr damit zufrieden; es sind ja lauter nette Menschen, wie sie auch neulich Abends sagte, sogar Standespersonen sind dazwischen. Na, von Anfang an war es ja keine Ueberzeugung, die einen dazu trieb; aber jetzt kimm' ich weiß Gott mit Ihnen überein, denn das, was Sie sagen, ist ja sehr vernünftig. Und dabei ist es, verdammt und verflucht, die einzige Partei, die den Herren Anarchisten ordentlich einen auf den Buckel gibt, darin werden Sie mir doch recht geben? Meiner Ansicht nach sollten sich alle vereinen, um sie zu bekämpfen, und das wird auch mal das Ende von der Sache werden. Ich hab' ein gut Teil über Bolschewik nachgedarübelt und bin zu dem Resultat gelangt, daß wir Arbeitgeber uns von vornherein ohnehinmäßig dumm benommen haben; wir hätten die Bewegung nicht bekämpfen sollen, das hat sie nur zu Außerlichkeiten getrieben. Sehen Sie doch selbst, wie nett sie nun wieder geworden ist, seit man angefangen hat, den Hut vor ihr abzunehmen! Man ist so, wie man behandelt wird, will ich Ihnen sagen. Sie wären auch nicht so schroff vorgegangen,

wenn wir andern Sie ein bißchen sanfter angefaßt hätten! Das werden Sie mir doch einräumen? Ihr seid weiß Gott genau so wie alle anderen, Ihr wollt gutes Essen und nette Kleider haben, für ordentliche Maschinen gelten! Darum war es klug, das unterste Ende abzuschneiden; man kann nicht in die Höhe steigen, wenn man zu viel Gerümpel als Ballast hat. Diese Kerle, die das Pflaster aufbrechen und drauflosprügeln wollen, sind keine Gesellschaft für mich. Man muß Geduld haben und warten, bis die Reihe, an die Schlüssel zu kommen, an unsere Partei kommt, das ist nun meine Politik. — Nun, was meinen Sie denn?"

"Ich verstehe mich ja nicht auf die Maschinen," sagte Belle.

"Dahinter können Sie bald kommen! Aber darauf kommt es eigentlich auch gar nicht an, wenn Sie sonst nur verstehen, die Arbeiter zu behandeln, und das haben Sie ja gezeigt. Ich zahle Ihnen 35 Kronen Wochenlohn, das ist ein guter Lohn, so viel ich weiß; dafür müssen Sie natürlich auf meinen Vorteil sehen. Man ist ja nicht in die Partei eingetreten, um zu bluten — Sie verstehen wohl, was ich meine? Dann bekommen Sie freie Wohnung — im Vorderhaus natürlich —, um eine Art Bischof für das Hinterhaus hier zu sein. Da sind drei Aufgänge mit Einzimmerwohnungen. Ich mag mich selbst nicht damit befassen, da ist so viel Schererei mit dem Gefindel. Sie ruinieren und bezahlen nur notgedrungen, und faßt man sie ein wenig fest an, so laufen sie auf die Redaktion des „Arbeiters“ und schikanieren einen. Na, das riskier' ich nun gerade nicht allzu leicht, aber trotzdem, ich mag gern, wenn die Sache ein wenig glatt abgeht, auch aus dem Grunde, weil ich gern Mitglied der Hauptleitung werden will! Sie kriegen also 1800 Kronen im Jahr und eine Wohnung zu 400 Kronen, das macht 2200 Kronen; ein anständiger Lohn, das muß ich selbst sagen. Aber wer gut schmirt, fährt auch gut! Nun, schlagen Sie ein?"

(Fortsetzung folgt.)

Mein Finnland.

Erzählungen von Johani Aho.

(Schluß.)

Finnlands Flagge.

Finnlands blauweiße Flagge, du wirst nicht mehr an der Stange wehen und uns nicht mehr bei väterländischen Festen willkommen heißen!

Nacht ragt deine Stange empor und die losen Schnüre klappern unruhig im Winde.

Das war das wütende Feuer des Hasses, das dein blauweißes Tuch verächtlich hat, das war das Gewitter der Mißgunst, das es uns entrissen hat.

Aber was nützen uns wohl jetzt flatternde Flaggen und winkende Wimpel?

Sie flattern ja dennoch, wenn sie auch nicht hervorgeholt werden dürfen. Früher bemerkten wir kaum, daß sie vorhanden war, und gingen achtlos an ihr vorbei, jetzt leuchtet sie uns von weither entgegen — sie leuchtet dadurch, daß sie entfernt wurde.

Früher bemerkten wir sie kaum unter der Fülle von Girlanden und Blumen. Jetzt richten sich alle Blicke auf den leeren Flaggenmast, und jetzt — jetzt erst sehen wir sie wahrhaft flattern. Wir sehen sie schweben und winken, wie nie zuvor. Wir wägen an allen Dachgiebeln diese Flaggen wehen, sie von den Spitzen aller Fichten glänzen zu sehen, im Grün der Birken sehen wir sie schimmern und von überall her jubelt sie uns entgegen; wir sehen sie, weil wir sie sehen wollen.

Sie glaubten vielleicht, daß sie uns unsere Flagge für immer rauben könnten, daß wir sie niemals, niemals wieder sehen würden, sie glaubten, daß wir unsere eigenen Farben vergessen und jene der anderen annehmen werden.

Wüßten sie denn nicht, daß überall dort, wo einer Sommertwolke glänzendes Weiß über den blauen Firmament gleitet, auch Finnlands Flagge weht, — daß dort, wo der Schneelandchaft Rand sich in das blaue ferne Firmament verliert, auch unsere Farben leuchten, — daß dort, wo ein Segel weit, weit draußen im Winde blinkt, unsere Wimpel flattern.

Oder gedenken sie auch der Wolke zu verbieten, über dem Firmament zu gleiten; oder darf der Schnee nicht mehr weiß glänzen, und die tausend Wogen des Meeres nicht mehr in ihrer Bläue schimmern?

Sollte es ihnen gelingen, das Firmament zu zwingen, die Farbe zu wechseln und die Floden dazu zubringen grau daher zu wirbeln und sollte es ihnen gelingen, die Sonne daran zu hindern, die Segel erglänzen zu machen?

Sollten ihre Hände so weit reichen, um auch diese Flaggen loszureißen zu können?

Am Strand der Trauer.

Ein seichter, sumpfiger See in der Einöde, dort wo der Sümpfe schwarzes, schleimiges Gewässer gurgelt. Am Strande dichtes, undurchdringliches Schilf, wie ein riesiger, ungepflegter Ort und in dessen Mitte eine schmale Ader klaren Wassers.

Von dem schmutzgrauen Herbsthimmel rieselt es herab. Der Wald ist eine einzige undurchdringliche Wildnis und mit seinen gleichmäßig hohen spitzen Tannen sieht er aus wie ein gewaltiges Distelland. Bei dem weit vorgeschobenen Waldrande erhebt sich eine Scheuer und eine Heudieme. Bei der Scheuerede steht eine einsame, entzweigte Fichte, deren Stamm ein rundes, verlassenes Vogelnest trägt.

Weit draußen schimmert durch den Regen ein Grat, der sich über den Wald erhebt, und auf dessen Kämme sich die Konturen eines Gehöftes abheben. Und jenes Haus dort, ein wenig weiter oben, wo der schmutzige Fuchsteig aus dem Walde mich geführt hat, ist sicher das Bohnhaus der Leute, die hier auf dem Grate als Ansiedler hausen.

Diese tiefer liegenden Gebäude, die in die Erde zu sinken scheinen, sind der Stall und die Böden. Ihr Dach ist aus Birkenrinde und Torf, die Fenster sind aus dünnen Spänen gebildet mit Lappen verstopft.

Der Roggenader ist voll Stoppeln, auf dem Flachsfelde liegt ein umgestürzter Wasserbottich und an dem Jaune hängen durch den Frost beschädigte Karoffelblätter. Niemand ist sichtbar, die Türen sind von außen her verrammelt.

Ein aufgeweichter Weg führt nach dem Strande; überleuchtende Flachsstängel im Schlammwasser, eine umgestürzte Weichholz mit den Füßen in die Luft ragend, ein Eimer ohne Griff, ein altes, halb mit Wasser gefülltes Boot und in diesem eine Angelschnur und ein Stück verrosteten Leers.

Am Strande scheint sich ein graurotes Wesen zu rühren; es ist ein halb verhungertes Hund mit langen, aber dünnen Haaren. Er sieht den Fremden da stehen und erschrickt. Er bellt nicht, aber duckt sich nieder, den Schwanz zwischen die Beine klemmend und zwischen den Zähnen hält er einen verkauften Fisch. Eine Krähe, die dem Hunde die Beute nicht gönnt, umkreist ihn vom Winde getragen und läßt sich dann krächzend auf der Fichte bei der Scheuer nieder.

Die Dämmerung fiel herab und ich mußte noch den See umwandern, und das war ein gutes Stück Wegs durch den Wald, um nach dem Hause auf dem Grate zu gelangen. Meine Kleider waren durchnäßt, meine Schuhe mit Wasser gefüllt und meine Hände gefroren. Das Schneegestöber peitschte mir das Gesicht, der Wind schüttelte an den halbverrotten Jännen und preßte den wehmütigen Sang seiner trauererfüllten Klage in mein Ohr.

Auf dem Wege nach der Hütte wollte ich meine Pfeife anzünden. Da fand ich in der Tasche ein Stückchen einer alten Zeitung. Das Datum fehlte, aber es enthielt eine Notiz, die mit den Worten begann:

„Traurige Zeiten herrschen jetzt in Finnland. Mämmernis erfüllt die Sinne und . . .“

Die Fortsetzung war nicht vorhanden und auch nicht nötig.

Wacholder.

Es ist kein bloßer Zufall, daß wir uns hier an Finnlands Strand niedergelassen haben und hier verblieben sind.

Wohl waren schon andere vor uns an dieser Stätte, andere, die nach einer neuen Heimat suchten. Aber sie sind durch dieses Gebiet nur gewandert oder sind an dessen Schwelle umgekehrt. Die Lappen konnten nicht mit ihren Kägeln die Kruste von Finnlands harter Erde lösen und sie zogen auf ihren Sallen*) weiter, dorthin, wo für sie Nahrung wuchs. Die Schweden nahmen den fruchtbaren Strand des Meeres in Besitz, aber zwei Meilen landeinwärts, dort wo sie nur auf Sümpfe und Einöden stießen, lehrten sie um. Was unsere Nachbarn im Osten betrifft, so waren es wohl einzig die Kofibede, die ihr Pflug zu durchziehen vermochte.

Die Finnen hätten wohl auch ein fruchtbareres Land, in dem Milch und Honig fließt, gefunden. Aber ihre Wünsche haben sie stets in die dürftigsten Gegenden geführt. Wie zum Troge haben sie dürre Weiden, feuchte Sümpfe und die tiefe Einöde, die den Frost in der Tiefe birgt, aufgesucht.

Manche nennen das eine Zurückweichung vor der Nacht. Ich glaube aber, es war dies der Finnen lebendigster Königsgedanke. Sie hatten die Kraft ihrer Sehnen gefühlt und dort, wo das Rückgrat der anderen geborsten wäre, wurde das ihre bloß stärker. Der Spaten war ihr Schwert und mit diesem eroberten sie sich ein Land, das als ihr eigen auch von ihren Besiegern anerkannt wurde. Welche Namen dieser auch immer getragen haben mag, Schwede, Däne oder Russe, das Ergebnis der Kämpfe mit den Siegern war schließlich doch stets, daß das Land den Finnen verblieb. Für fremde Neuanfiedler war dieses Land unpfähligbar und unbesiegbar. Und so ist es noch am heutigen Tage. Und wenn wir es jemals einem Fremden anbieten und ihm sagen würden „Komm her und nimm es!“ — so könnte er es trotzdem nicht nehmen.

Deshalb könnten wir nirgends so ruhig und ohne Furcht sitzen, wie hier „wohin das Schicksal uns gefüchert hat“. Wir können ruhig dem Säusen der Himmelswinde lauschen — wie der Wach-

*) Salka ist der auch heute noch bei den Lappen gebräuchliche, von Rentieren gezogene Schlitten, der einem halben Boote gleicht.

holderbusch am feinsten Hügel. Der Wind, der aus den Höhen fährt, zerschmettert die Fichten der Einöde, aber er schadet dem Wachholderbusch auch dann nicht, wenn er ihn trifft. Die Schloßtröffe sehten über ihn hinweg, und der Kanonen schweres Gewicht beugt ihn zur Erde nieder. Aber der Wachholder bricht nicht. Wenn der Sturm vorüber ist, steht das kleine Bäumchen seinen kurzen, kräftigen Stamm aus und der eine Zweig flüstert dem anderen zu: „Wachse du dorthin, ich wachse dahin!“

Und es dauert nicht lange, bis die Spuren der Hufe und die Furchen der Räder verschwunden sind. Und wenn der Reiter oder der Fahrer des nächsten Morgens seine Spuren sucht, so findet er sie nicht mehr. Der Weg ist verwachsen und der Wachholder scheint unberührt.

Jene unsere Brüder, die sich ein weiches Ackerland als das unsere gesucht hatten, wurden von der Feinde Heerzug schwerer getroffen. Aber eben daß wir ein hartes Felsenland gewählt haben, wo nur der Wachholder gedeihen kann, das war klug von uns. Der Moses, der uns hierher in unser gelobtes Land geführt hat, er war sich sicher der Urkraft bewußt, die seines Volkes Wachholdernatur birgt.

Vom Naturforschertag.

In der Abteilung für gerichtliche Medizin hielt am Dienstag Prof. Strahmann-Berlin einen sehr interessanten Vortrag über die Begutachtung von Massenvergiftungen mit besonderer Berücksichtigung der

Methylalkoholvergiftung.

Die Besonderheit des von dem Vortragenden in Verbindung mit sechs anderen Gerichtsärzten in dem bekannten Berliner Methylalkoholprozeß erstatteten Gutachtens lag äußerlich darin, daß von allen bei den gerichtlichen Leichenöffnungen beteiligten Sachverständigen ein gemeinsames Gutachten über die Todesursache sämtlicher Fälle erfordert wurde. Zu berücksichtigen waren auch für die Diagnose nicht tödlich verlaufene Fälle, in denen es nachträglich zu der charakteristischsten schweren Schädigung gekommen ist. Neben diesen ist besonders für die Unterscheidung gegenüber der Aethylalkoholvergiftung Wert zu legen auf die lange Inkubationszeit beim Methylalkohol, auf die heftigen kolikartigen Leibschmerzen, denen anatomisch ein auffallender krampfhafter Zustand großer Darmabschnitte entsprach. In ähnlicher Weise wird man voraussichtlich auch bei anderen Massenvergiftungen nicht mit der Einzelbeobachtung auskommen können, sondern die Gesamtheit zu Hilfe ziehen müssen, um zur allgemeinen Diagnose zu kommen. Der Vortragende erörtert die Frage, ob man, um ein sicheres Gutachten abzugeben, stets verlangen muß, daß äußere Umstände, Krankheitserscheinungen, anatomischer Befund und chemische Analyse dem Bilde der betreffenden Vergiftung entsprechen und das Fehlen anderweitiger Störungen durch die Sektion nachgewiesen werden kann. Diese oft erhobene Forderung, wonach man in allen anderen Fällen nur ein Wahrscheinlichkeitsgutachten abgeben dürfte, hält er für zu weitgehend und glaubt, daß auch dort, wo einzelne positive für Vergiftung sprechende Umstände nicht festzustellen sind, und auch dort, wo anderweitige mögliche Todesursachen gefunden werden, als Vergiftungstod begutachtet werden könne, wenn die für einen solchen sprechenden Umstände weit überwiegen. Der Vortragende kam zu dem Resultat, daß von den 29 zur gerichtlichen Sektion gekommenen Fällen 2 keine Methylalkoholvergiftung darstellten, ein Fall zweifelhaft war, 18 mit Sicherheit und 11 mit mehr oder minder hoher Wahrscheinlichkeit als solche Vergiftungen begutachtet werden mußten. Außer diesen 29 wohl auf Methylalkohol zurückzuführenden Fällen wären noch 22 außergerichtlich seziert worden, zum überwiegenden Teil im Institut des Vortragenden, in denen durchweg der Tod durch Methylalkoholvergiftung als sicher gelten konnte. In etwa 40 Fällen, in denen auf Grund der Erscheinungen während des Lebens ebenfalls Methylalkoholstod anzunehmen ist, fand keine Sektion statt, so daß die Gesamtheit der Personen, die Ende 1911 in Berlin der Vergiftung erlagen, etwa 90 beträgt.

In der Diskussion machte Professor Ziemke-Kiel Mitteilung über Tierversuche, die er in seinem Institut angestellt hat. Man habe zunächst aus der nächsten Drogerie Methylalkohol holen lassen und keinen besonderen Wert auf Reinheit gelegt. Als man den Methylalkohol Hundem eingab, starben die Tiere nach kurzer Zeit. Man ließ sich darauf reinen Methylalkohol kommen und nun ergab sich das überraschende Resultat, daß die Tiere erst nach Monaten eingingen, nachdem sie etwa 1 Kilogramm eingenommen hatten. Bei den Massenvergiftungen in Berliner Asyl müssen daher wohl Verunreinigungen des Methylalkohols mitspielen, sonst könnten die tödlichen Wirkungen nicht so schnell aufgetreten sein. — Prof. Strahmann: Gerade diese Frage spielte auch im Prozeß Scharmad eine große Rolle. Die Verteidigung behauptete, daß erst durch Zusatz von allerlei Essenzen der Methylalkohol giftig geworden sei. Wir Ärzte ließen im Gutachten die Frage offen, ob der Alkoholgenuß oder der Genuß des Methylalkohols die Vergiftung hervorbrachte. Tatsächlich war aber festgestellt, daß der mit Methylalkohol versetzte Schnaps bewirkte, daß so viele Menschen starben oder erblindeten.

Mittwoch fand die zweite Sitzung der medizinischen Hauptgruppe statt, in der über das Nodem gesprochen wurde.

Die Abteilung Anthropologie beschäftigte sich mit der Frage der Individual- und Rassenmerkmale der Gesichts-

bildung. Dozent Franz Krusius-Berlin hat nach einem eigenen neuen Verfahren und einem dazu konstruierten photographischen Apparat mehrere Gesichter stereoskopisch übereinander auf eine Platte photographiert und dadurch räumliche Durchschnittsbilder in natürlichen Farben erzielt. An Hand von Beispielen zeigt Dr. Krusius die wissenschaftlichen Anwendungsmöglichkeiten dieses Verfahrens und hebt hervor, daß diese Methode sich leicht zu einer planmäßigen Abzeichnung von Rasse- und individuellen Merkmalen erweitern läßt.

In der Abteilung für Geophysik und Meteorologie sprach R. Mac-Hohenheim über die bei dem großen schwäbischen Erdbeben vom November 1911 beobachteten ungewöhnlichen Lichterscheinungen: Das schwäbische Erdbeben hat ein sehr reichhaltiges Beobachtungsmaterial für solche seismische (Erdbeben) Lichterscheinungen geliefert. Der Vortragende macht zunächst mehrere Mitteilungen über die Richtigkeit und Glaubwürdigkeit des von ihm bearbeiteten Beobachtungsmaterials. Er gibt dann einen Überblick über die von früheren Erdbeben vorliegenden Angaben, aus denen hervorgeht, daß drei verschiedene Erscheinungsformen zu unterscheiden sind, die in den Berichten immer wiederkehren und auch jetzt beobachtet worden sind. Diese drei Hauptgruppen sind folgende: 1. Flammen aus dem Erdboden; 2. Feuerstrahlen, die man aus dem Boden aufschließen und Feuerkugeln bilden sieht; 3. blitzartiges Aufleuchten der Atmosphäre im Moment der Erschütterung oder kurz vorher oder nachher. Der Redner kommt zu dem Schluß, daß jeder Versuch, die beobachteten Erscheinungen als subjektives Lichtempfinden zu deuten, als aussichtslos zu bezeichnen ist und daß an der Wirklichkeit dieser Lichterscheinungen in Zukunft nicht mehr gezweifelt werden darf. Was nun die Erklärung dieser Erscheinungen betrifft, so hält er es für wahrscheinlich, daß es sich im Fall der ersten Gruppe um brennbare Gase handelt, die aus dem Boden durch das Erdbeben ausgepreßt werden. Der Schiefer der Schwäbischen Alb ist eine Schicht, in der aus den dort reichlich vorhandenen bituminösen Substanzen derartige Gase sich entwickeln könnten. Bei den Erscheinungen der zweiten und dritten Gruppe handelt es sich ohne Zweifel um elektrische Vorgänge. Die Ähnlichkeit zwischen den beobachteten Feuerkugeln und den Kugelblitzen springt in die Augen.

In der Abteilung für angewandte Mathematik und Physik sprach Dr. M. v. Pirani über das Tantalmetall und seine Verwendung in Industrie und Wissenschaft. Er ging zunächst auf die Geschichte des Tantals ein, das zuerst im Jahre 1802 von Edberg dargestellt wurde. 1903 wurde es zum erstenmal von Dr. v. Welten in Gemisch reiner Form gewonnen und in ein zu den feinsten Drähten ausziehbares Metall verwandelt. Der Vortragende bespricht kurz die bekannte Verwendung des Tantals in der Glühlampenindustrie und geht dann auf die Tantalinstrumente für zahnärztliche und chirurgische Zwecke ein, die große Wichtigkeit in der medizinischen Praxis erlangt haben. Der Grund liegt darin zu sehen, daß das Tantal nicht rostet und von Säuren nicht angegriffen wird.

Ueber Gemüßkost im Säuglingsalter

sprachen in der Abteilung für Kinderheilkunde die Doktoren Kasso-witz und Langstein-Berlin. Der letztere berichtete über Erfahrungen, die im Kaiserin-Augusta-Vittoriahaus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit bei Verabreichung von Gemüßpulvern, insbesondere Spinat und Karotten, gemacht werden. Diese Gemüßpulver sind nach einem von Dr. Friedenthal angegebenen Verfahren hergestellt. Schon die Untersuchung der Ausscheidungen jener Kinder, die mit diesem Gemüßpulver ernährt wurden, ließ den Schluß zu, daß die Ausnutzung eine ungleich bessere ist, als bei der Ernährung mit der nach der üblichen Art zubereiteten Gemüßen. Vom klinischen Standpunkt aus ist zu bemerken, daß es möglich ist, Kindern schon im fünften bis sechsten Monat Gemüßpulver in Milch und Milchmischungen zu verabreichen. Dabei werden auch große Mengen ohne Schaden vertragen. Bei der oft bestehenden Notwendigkeit, Säuglingen vom 6. Monat an Salz in genügender Menge für den Gewebsausbau zuzuführen, ist diese Tatsache von nicht geringer Bedeutung. Den überzeugenden Beweis einer guten Ausnutzung gaben vier Stoffwechselversuche, die von Dr. Kassowitz unternommen wurden. Dabei zeigte sich, daß sowohl Stickstoff als auch Asche dieser Gemüßpulver vom Säugling verwertet werden kann. Es scheint, daß diese Methode nicht nur bei der Ernährung des gesunden Säuglings, sondern auch beim Kranken Vorteile hat.

Prof. Kobland und Dr. Roeder-Berlin haben Tierversuche über die Beeinflussung des Sexualsystems durch nasale Eingriffe angestellt, worüber sie in der Abteilung für Geburtshilfe Bericht erstatteten. Die Vortragenden haben bereits vor vier Jahren nachgewiesen, daß von einer bestimmten Stelle der Nasenschleimhaut die Herzaktivität bei Hunden und Kaninchen zu beeinflussen ist. Jetzt legen sie die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über die Beziehungen der unteren Nasenschleimhaut zum Genitalsystem vor. Zuchtversuche bestätigen das anatomische Resultat, daß sich an der Nase operierte weibliche Tiere sexuell ablehnend verhalten, sie nehmen den Vögel nicht an. Die Vortragenden erklären, daß ihre Untersuchungen zwar wenig zahlreich, aber eindeutig sind, und fordern zu weiteren Forschungen auf.

Ueber Australien,

die ehemalige Landverbindung zwischen Asien und Australien, hielt Dr. J. E. Herbert-Frankfurt a. M. in der Abteilung für Geographie einen Vortrag. 50 Jahre lang, so führte er aus, hat die Wallace'sche

Theorie die geographische Wissenschaft beherrscht. Danach sollte die Lombostraße zwischen den Sundainseln Bali und Mombol, sowie Malassarstraße zwischen Borneo und Celebes eine Grenze zwischen dem asiatischen und dem australischen Tier- und Pflanzenreich bilden. Die Tier-, Pflanzen- und Menschengeschichtlichen Untersuchungen, die der Vortragende geführt auf ein umfangreiches Material der Frankfurter Sundab-Expedition angestellt hat, haben aber ergeben, daß eine derartige Scheidelinie nicht existiert, sondern ein allmählicher Uebergang zwischen beiden Gebieten vorhanden ist. Die Erklärung für diese Mischung aus asiatischen und australischen Elementen liefert die Feststellung eines alten, beide Festländer verbindenden Kontinents Australasiens. Der geologische Untersuchung gelang es, alte Gebirgszüge aufzufinden, die an der Wende des Tertiärs und Diluviums noch eine zusammenhängende Landbrücke zwischen Asien und Australien bildeten. Die bogenförmigen, gezerrten Faltengebirge wurden durch ein System von Spalten in der Quartärzeit zertrümmert, sodaß nur noch ihre Strebepfeiler, die heutigen Inseln des indoneischen Archipels übrig bleiben. Australien verankert nämlich 2900 Meter ins Meer, wie die über- und unterseeischen Terrassen beweisen. Mit den Gebirgsbildenden Vorgängen in enger Beziehung steht der Vulkanismus, der eine große Rolle im Archipel spielt. In die Zeit der diluvialen Senkung fällt die Hauptentfaltung der Vulkane. Das erneute Aufsteigen des Landes im Quartär brachte ein Abkühlen der Eruptions-tätigkeit, sodaß die Vulkanriesen heute nur noch durch ihr Todes-röcheln die Welt in Schrecken setzen.

Der Hirsch schreit.

Von Forstmeister H. Sellheim.*)

Wir haben das Jagdhäuschen erreicht, legen unser Gepäck ab, machen im Ofen Feuer, um nachher gemüthliche Wärme zu finden, und dann hinaus; es wird Abend und die Hirsche werden bald jähren. Wir wissen, auf der großen Wiese am Wege, wo die Didung stößt, schreit regelmäßig ein guter Hirsch, den wollen wir vernehmen. Unter gutem Winde, d. h. gegen den Wind uns nähernd, damit das Wild nicht Bitterung von uns bekommt, haben wir einen Wuch unter der alten Buche erreicht, der uns gut deckt und von dem aus wir die ganze Fläche übersehen können. Noch ist nichts zu sehen, lautlose Stille rings um uns, hin und wieder der Schrei eines Fuchshähners, der sich über unsere Anwesenheit ärgert. Wir rühren uns nicht; denn das Wild sieht, ehe es auf die Wiese hinauszieht, sichernd (aufpassend) am Rande der Didung, bis es sich überzeugt hat, daß nichts Verdächtiges da draußen. Dann steckt das alte Leit-tier (ein altes Stüd Mutterwild, das das Rudel führt und für die anderen wachsam ist) vorsichtig den Kopf hinaus, äugt (sieht nach allen Seiten um sich, und plötzlich steht's einige Schritte vom Rande auf der Wiese, wie aus der Erde gestampft, wie es dem Reuling erscheint, der das Vorhergehende gar nicht bemerkte. Ein Stüd nach dem anderen folgt, die Schmaltiere (im zweiten Jahre stehend), die Alttiere mit ihren Kälbern, aber vergeblich rufen wir nach dem Hirsch. Da, ein Stüdchen vom Wilde entfernt, zeigt sich wieder ein Kopf, wir sehen ein Geweih, und vorsichtig nach allen Seiten äugend, nähert sich der Hirsch langsam dem Rudel. Wir nehmen das Glas an die Augen, wir hatten ihn für besser (stärker) gehalten; er hat ja nur acht Enden, und die Stangen sind dünn. Wie konnten wir uns so täuschen lassen. Da fahren wir erschrocken zusammen, aus der Didung erschallt die mächtige Stimme eines Hirsches, und schneller, als er kam, ist unser Ahter von der Wildfläche verschwunden, der Plaghirsch tritt schreiend zum Rudel. Wir nennen Plaghirsch denjenigen, der einen Brünstplag beherrscht, sein Rudel Wild gegen andere vertheidigt, während geringere Hirsche, die kein Wild bei sich haben und manchmal zu mehreren sich in der Nähe aufhalten, als Weirische bezeichnet werden.

Ein braver Hirsch: Vor sich hinknurrend, umkreist er das Rudel; dann hebt er den Kopf, legt das Geweih zurück, so daß der in dieser Zeit stark geschwollene Hals mit dem mächtigen dunklen Brünst-tragen weit hervortritt, und dann erschallt der Schrei dröhnend in den dämmernden Herbstwald hinaus, herausfordernd und warnend, siegesgewiß nach mancher harten Fehde. Hier und dort tönt Antwort, in allen Höhenlagen, vom jännerischen Quälen des Schneiders (schwachen Hirsches) bis zum Baf des Jagdbaren; es ist ein guter Brünstabend, das Konzert ist in vollem Gange. Aufstehender schreit der Plaghirsch, näher und näher ertönt die Antwort, tief und großend, und ehe wir gehaut, stehen sich die Begner gegenüber.

Scharf prasselnd fahren die Geweihe ineinander; es ist kein Scherzen, wie wir es wohl vor der Brünst beobachten können, es ist ein Kampf um das Rudel, in dem manches Mal einer der Kämpfer sein Leben lassen muß. Noch schieben und drängen sie sich, die Geweihe fest ineinandergelegt, die Läufe an den Boden stemmend, jeder Muskel ist angespannt. Da fahren sie auseinander,

von der Seite stürmt der Plaghirsch in plötzlichem Angriff vor, die spigen Enden reißen dem Begner eine weite Schramme in die Decke (Welle), und in voller Flucht räumt er das Feld, noch ein Stüd vom Sieger verfolgt. Schnell wird mit wenigen Fluchten der Weirisch, der die Abwesenheit des Meisters zu einer Annäherung benutzt hat, zur Didung hinangejagt, und wie ein Siegeskrei erschallt wieder die bekannte tiefe Stimme, als wollte er sagen: „Noch bin ich der Stärkste; keiner darf mir ungestraft nahen!“

Aus der Ideenwelt der Antike.

J. L. Heiberg, Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum. (Aus Natur und Geisteswelt, Verlag Teubner; Preis gebunden 1,25 M.) — A. Meffer, Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter. (Wissenschaft und Bildung, Verlag Quelle u. Meyer; Preis gebunden 1,25 M.)

Welchen Standpunkt man im Kampfe zwischen humanistischer und realistischer Bildung auch immer einnehmen mag, — die Tatsache, daß die wichtigsten Begriffe unsere geistigen Kultur ihre Wurzeln im klassischen Altertum haben, kann doch nie ernstlich bestritten werden. Und wenn man zu diesen Quellen ohne scholastische Borniertheit mancher „Humanisten“ niedersteigt, können sie gerade für den naturwissenschaftlich Denkenden zu einem Springbrunnen der Anregung und Belehrung werden. In der trefflichen Arbeit des Kopenhagener Gelehrten J. L. Heiberg tritt dieser Sachverhalt klar zutage. Sie räumt mit der tief eingewurzelt, aus der klassischen Periode unserer Literatur stammenden Ansicht, als sei die gesamte griechische Kultur eine rein ästhetische Kultur gewesen, auf das gründlichste auf.

Das Werkchen, das zu der bekannten Teubnerschen Sammlung gehört, untersucht in 10 Kapiteln den Entwicklungsgang der Naturwissenschaften bei den Griechen und Römern. Von den theoretischen Naturwissenschaften nehmen den breitesten Raum Mathematik und Astronomie ein, von den angewandten gelangte die Heilkunde zu einer sehr hohen Blüte. Man staunt förmlich über den Reichtum an wissenschaftlichen Schätzen bei den Griechen, wenn man an der Hand des sachkundigen Verfassers die Errungenschaften mustert, die der griechische Gedanke in seiner Blütezeit hervorgebracht hat. Besonders denen, die das griechische Leben durch ästhetische Brillen zu betrachten pflegen, kann die Lektüre dieses Büchleins angelegentlich empfohlen werden. Der Verfasser, dem die Geschichte der Naturwissenschaften manche wertvolle selbständige Untersuchung verdankt; bringt kein bloßes Namensverzeichnis, wie es leider bei derartigen knappen Zusammenstellungen nicht selten geschieht, sondern reproduziert mit Sicherheit den wichtigsten Ideengehalt und die geschichtlichen Situationen. Seine Darstellung der alexandrinischen Periode kam in jeder Hinsicht mustergültig genannt werden. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß „alle Begründer der modernen Wissenschaft, Galilei, Kopernikus, Giordano Bruno, Newton so gut wie Vesalius, von den Griechen nicht nur Einzelergebnisse gelernt haben, sondern vor allem, was Wissenschaft ist.“ Und diesem Urtheil, das sich übrigens mit den Ergebnissen der neueren geschichtsphilosophischen Untersuchungen deckt, wird sich jeder anschließen müssen, der das im Werkchen entworfene Bild der Entwicklung in seinen Einzelheiten kennen lernt.

Das Werk von A. Meffer stellt den ersten Teil einer auf drei Bände berechneten allgemeinen Geschichte der Philosophie vor. Es greift über die Antike etwas hinaus und gibt auch einen Ueberblick über die mittelalterliche Philosophie.

Ohne einen Anspruch auf Selbständigkeit der Forschung zu erheben, gibt das Werk eine gute, leicht faßlich geschriebene Darstellung der Philosophie im Altertum und Mittelalter gemäß dem neuesten Stande der Forschung. Der Verfasser hat sich vorgenommen, „die vielbelagte Dunkelheit philosophischer Bücher zu vermeiden und klar und verständlich zu reden“. Man muß ihm auch lassen, daß er diesem Voratz im großen ganzen treu geblieben ist. Das Werk ist nicht rein referierend. Es sucht vielmehr den Faden der historischen Entwicklung an den allgemeinen Kulturzusammenhängen bloßzulegen und so die Philosophie der Verhimmelung, die mit ihr meistens getrieben wird, zu entreißen. Den engen Beziehungen, die zwischen Naturwissenschaft und Philosophie bestehen, wird der Verfasser in viel höherem Maße gerecht als viele seiner idealistischen Kollegen. So z. B. dadurch, daß er die naturphilosophische Richtung der griechischen Philosophie und speziell die Atomistik Demokrits mit großer Ausführlichkeit und Liebe behandelt, aber auch dadurch, daß er bei der Würdigung der einzelnen philosophischen Systeme den Standpunkt der Naturwissenschaft als wesentlich in Betracht zieht. Eine besondere Anerkennung ist schließlich dem Verfasser dafür zu zollen, daß er mit Nachdruck dem bekannten Schwindel entgegentritt, als führe der theoretische Materialismus unbedingt zu einem praktischen, zu dem Standpunkt nämlich, daß das „Pressen und Saufen“ das höchste Gut auf Erden sei. Der verdienstvollen Arbeit, die für einen philosophisch zwar interessierten, aber nicht speziell vorgebildeten Leserkreis bestimmt ist, ist ein guter Erfolg zu wünschen.

V. Th.

*) Aus dessen soeben erschienenen interessanten Buche „Tierleben des Waldes“. (Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk.) Im Originalallemband 1,80 M. Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.